Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 14

Artikel: Jazzband in Obstalden [Fortsetzung]

Autor: Ilg, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638429

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jazzband in Obstalden.

Ein Kleinstadtroman von Paul Ilg. 6

Wie vorausgesetzt, konnte die Mutter ihrem Kind nicht länger grollen. Sie wunderte sich nur, wo denn auf einmal all die Musikanten herkämen, da in Obstalden ihres Wissens noch kein Konservatorium bestehe. Nicht von ferne dachte sie an die Möglichkeit, daß es die zauberhafte Jazzband sein könnte und Mie hütete sich wohl, die grausige Tatsache vorzeitig einzugestehen. Die Mutter wäre imstande gewesen, das ganze Geburtstagsfest auffliegen zu lassen. Für alles weitere war Vorsorge getroffen. Die guten Leutchen sollten ganz treuherzig im Smoking erscheinen und zuerst nur die zahmen Instrumente ertönen lassen. Mit einer „guten alten Ouvertüre" mußte das Konzert beginnen, dann kamen Lieder von Himelbach, einige Tanzbilder unter Professor Finckhs Leitung, wonach die Verwandlung des scheinheiligen Streichorchesters in die höllische Jazzband ohne Gefahr vonstatten gehen konnte. Der tolle Anschlag auf die verstaubte Würde und Tradition des Hauses war so gut wie gelungen. Wenn nur der Vater, der Gesellschaften im allgemeinen und Geburtstagsfeiern im besonderen scheu aus dem Wege ging, auch heute dieser edlen Gepflogenheit treu blieb! Was wohl die lieben Freundinnen dazu sagten, die einem schlichten Tanzkränzchen nach obligaten Grammophonplatten entgegensahen? Ob auch nur eine unter ihnen den Mut zu einem solchen Geniestreich aufgebracht hätte? Sie redeten wohl viel von elterlicher Tyrannei und Rückständigkeit, getrauten sich aber kaum, tapfer dagegen anzukämpfen. Man konnte ja auch mit List zu Werke gehen. Als Mie sich zum Beispiel für den Bubikopf entschieden hatte, fragte sie nicht erst um Erlaubnis, die ihr kaum erteilt worden wäre, sondern ließ die prächtigen Zöpfe bei einem Ferienaufenthalt einfach abschneiden. Dann schickte sie zuerst ein Bild nach Hause, um die Eltern sachte an den verhaßten Anblick zu gewöhnen. Zwar setzte es dann doch noch Vorwürfe und böse Gesichter ab, allein der Streich war gelungen.

So mußte die Sache auch heute gehandhabt werden. Endlich würde Mutz erkennen, daß es ihr nicht an Mut gebrach, gegen die feindlichen Mächte anzukämpfen! Alles ging wie am Schnürchen. Mit erhobenem Finger mahnte Mie all ihre Gäste zur Verschwiegenheit: das Wort „Jazzband" dürfte um Gotteswillen nicht in den Mund genommen werden!

Einzig Assessor Waldvogel, der zur Wahrung des guten Scheins auch eingeladen war, erhob energischen Widerspruch. Wie sehr sich Mie auch bemühte, die Sache als harmlosen Scherz zu maskieren — der Ordnungsmensch behauptete steif und fest, er dürfte zu solch grober Täuschung die Hand nicht bieten. Er hatte nämlich von Mies Begegnungen mit dem kleinen Geiger Wind bekommen, ja sogar einen gemeinsamen Autoausflug der beiden ausgekundschaftet. Ferner war es ihm gelungen, die genauen Verhältnisse des jungen Mannes zu erforschen. Damit hoffte er jetzt den entscheidenden Schlag gegen den Rivalen führen zu können.

„Wenn Sie wüßten, was ich weiß, liebe Mie, würden Sie vermutlich keinen Wert mehr auf die Mitwirkung dieser Herren legen!" hub er behutsam an, wobei er das vor Eifer glühende Geburtstagskind halb vorwurfsvoll, halb beschwörend ins Auge faßte.

Mie erschrak und drückte ihr Gesicht eine Weile in den Strauß weißer Rosen, den er ihr glückwünschend überreichte — dann sagte sie hastig: „Ich will heute gar nichts hören, verstehen Sie! Mir ist ganz gleichgültig, was Sie von den Herren wissen. Und wenn Sie etwa nur gekommen sein sollten, um mein harmloses Fest zu stören, dann bitte —." Sie streckte ihm in nicht mißzuverstehender Weise die Rosen entgegen.

Schöner, anbetungswürdiger war sie ihm noch nie erschienen. Blasse Angst stand in ihren grünfunkelnden Augen. Ihre Haltung jedoch bekundete unbeugsame Entschlossenheit. Er verharrte eine Weile regungslos, wie einer, der einen Bombenwurf im Sinne hat. Der Ausdruck von Haß und Verachtung in ihren energischen Zügen raubte ihm schier die Besinnung.

„Es handelt sich um Ihre Ehre, Mie ... um das Ansehen Ihres Elternhauses! Ich wäre ein Schurke, wenn ich zu diesen Dingen schweigen würde."

Ihm selbst trat jetzt der Angstschweiß auf die Stirn. Bei aller Ueberzeugung von der moralischen Notwendigkeit seines Tuns, konnte er dem geliebten Mädchen gegenüber das Gefühl nicht los werden, eine niedrige, erbärmliche Handlung zu begehen.

Sie standen noch am Parkeingang, wo Mie die Gäste vorsorglich empfing, an der Seite des schönsten Rundblicks auf Stadt, See und Gebirge. Der Assessor zauderte, schaute verzagend den Weg entlang, den er gekommen war. Dieser Augenblick — merkte er — brachte die Entscheidung, je nachdem er seinem Trumpf ausspielte oder zurückbehielt. War es klüger, jetzt einzulenken und gute Miene zum bösen Spiele zu machen oder tat er besser, den tödlichen Schlag gegen den Feind in dieser Sekunde zu führen? Es gebrach ihm durchaus an der rechten Erleuchtung. Würde sie ihn hassen, würde sie ihm danken, wenn sie jetzt durch ihn die schmerzliche Wahrheit erfuhr? Ach du lieber Himmel! Wie sie da vor ihm stand — so trotzig, kampfbereit, ahnte er deutlich, daß er nicht die Kraft besaß, ihre Seele zu bezwingen. Er war ein Kleber, Streber, Leisetreter, den sie nicht leiden mochte, sondern nur deshalb eines flüchtigen Blickes würdigte, weil er eine gute Figur machte, tadellose Manieren hatte und der beste Tänzer am Orte war. Der Gedanke, daß sie seine sklavische Liebe durchschaue und verlache, machte ihn rasend. Was konnte er tun, um diesen Makel der Knechtschaft anzureden.

„Guter Gott, laß mein Hoffen und Sehnen nicht umsonst gewesen sein! Gib, daß ich mich bewähre im Kampf um mein Lebensglück", bettelte die klägliche Seele angesäuselt von dem Zusammenklang eines blühenden Menschenbildes und einer prächtigen Heimstatt, in die er in seinen Träumen längst Einzug gehalten.

Mie war keine Sekunde im Zweifel darüber, daß der Eifersüchtige hinter ihre Schliche gekommen sein mußte. Am liebsten hätte sie dem erbärmlichen Schleicher ins Gesicht geschlagen. Was wußte er? Was mochte er im Schilde führen? Dann tat sie etwas, das fast noch schlimmer war: sie warf ihm den Strauß vor die Füße und sagte: „Da! Von Ihnen nehme ich keine Geschenke mehr an. Gehen Sie!"

Er spürte die ihm widerfahrene Schmach bis in die Kniekehlen. Zitternd vor Schwäche hob er die Blumen auf und erklärte, heiser vor Rachsucht: „Erst, nachdem ich Ihrer Frau Mutter pflichtgemäß mitgeteilt haben werde, daß Sie eine Liebschaft mit dem Geiger Himmelbach haben, der seinerseits (er machte eine nachhaltige Pause) verheiratet und Vater von zwei Kindern ist!"

Der Hieb saß. Mie mußte sich am Gitter halten. Im Nu war sie von allen guten Geistern verlassen. Ihr Blick verriet nur noch graues Entsetzen, die Lippen stammelten matten Widerspruch: „Pfui, das ist ja gar nicht wahr! Sie lügen! Ich hätte nie gedacht, daß Sie so gemein sein könnten!"

Das Unfaßliche geschah. In diesem Augenblick, da er in ihrer Schätzung den letzten Hauch von Edelmut und Ritterlichkeit eingebüßt hatte, ergriff ihn eine wahnwitzige Hoffnung. Ein Gewitter von Worten und Beteuerungen prasselte auf die halb Ohnmächtige nieder, die ihr Gesicht in beiden Händen verbarg und keinen Fuß mehr rühren konnte.

Was hätte er denn davon, Räubergeschichten zu erzählen, wo sie doch nur zur Polizei zu gehen brauchte, um

die Wahrheit festzustellen? Nicht Eifersucht, sondern redliche Sorge um ihren Ruf hatte ihn dazu vermocht, Nachforschungen anzustellen. Sie war ganz einfach einem gewissenlosen Verführer in die Hände gefallen! Der Mensch hätte sie schnöde betrogen, sich ihre Ahnungslosigkeit zunutze gemacht. Die Tatsache war hart, aber unbestreitbar. Deshalb brauchte sie jedoch den Kopf nicht hängen zu lassen. Bei ihm war das Geheimnis ja gut aufgehoben, wenn sie sich nur entschließen wollte ... Er wagte nicht, den verzweifelten Antrag zu vollenden, bat sie jedoch inständig, in ihm nach wie vor ihren treuesten Freund erblicken zu wollen. Während er sprach, gedieh sein Vertrauen, gedieh seine Einbildungskraft. Er stellte sich unwillkürlich vor, daß sie mit dem andern schon „zu weit" gegangen sei und darum ein Ende mit Schrecken vor Augen habe. Sein Herz wandelte sich in eine Oase reinster Güte und Verzeihung. Bewahre, sie durfte sich keinerlei Vorwürfe machen. Was sie verlockt hatte, konnte er ja so gut nachfühlen. Sie war ein lebensfrohes, gläubiges Menschenkind, viel geweckter, phantasievoller, als alle ihre Freundinnen, dem Alltäglichen abgeneigt, stets auf der Suche nach neuen Eindrücken und besonderen Erlebnissen. Lieber Gott ja, nun hatte sie, da sie bei ihrem ersten Ausflug ins Abenteuerland nicht den rechten Begleiter gewählt, einem Piraten zum Opfer fallen müssen! Aber deswegen würde ihr Lebensmut hoffentlich nicht abflauen, die Insel der Abenteuer nicht untergehen.

Mit einer kühnen Wendung kam er auf seine eigene Führerschaft zu sprechen. Wenn sie dem ewigen Einerlei hin und wieder entfliehen wollte, hatte sie's wirklich nicht nötig, sich Leuten zweifelhafter Herkunft anzuvertrauen. Er war zum Beispiel in der glücklichen Lage, ihr jederzeit seinen eigenen Wagen zur Verfügung zu stellen. Ja, er kannte überhaupt kein höheres Verlangen, als ihr nach seinen Kräften zu dienen, ihre Wünsche zu den seinigen zu machen.

Mie ließ die Hände sinken und blickte verstört umher. Die Welt in der Runde war noch die gleiche — eine unendliche, blauschimmernde Seligkeit. Auf dem bewegten See lag ein blendendes Licht, das ihre armen Augen schmerzte, jenseits die dunkel bewaldeten Höhen meinten es wohl besser und die Schneeberge weit hinten schimmerten märchenhaft durch den aufsteigenden Dunst der Fruchtbarkeit. Allein ihr Blick irrte flüchtend über all das hinweg, weil es ihr doch nichts bedeuten konnte. Was half es zu wissen, daß alles schon unzählige Male dagewesen ... diese blühenden Wiesen, schaumgekrönten Wellen, wandernden Wolken, rauschenden Wipfel — und mitten drin ein aus allen Himmeln gestürztes Menschenkind, das eben noch mitsang in dem tausendfachen Jubel und plötzlich — weiß nicht wie — die Melodie verloren hatte.

Wie seltsam! Sie spürte nicht einmal mehr Haß gegen den Verstörer, der noch immer seinen Blumenstrauß hielt, in der törichten Hoffnung, er werde seine Bestimmung schließlich doch noch erfüllen. Ihre gedemütigte Seele war nur noch Grauen und Staunen ...

Dem Unglücklichen krampfte das Herz zusammen. Er hatte die brennende Fackel in einen leichtgezimmerten Bau geworfen und sah nun, wie die Flammen auch sie ergriffen, die er zu seinem Besten aus dem Verderben retten wollte. Seine Tröstungen hatten keine Kraft, sie verzischten wirkungslos in dem Höllenbrand. „Verzeihen Sie, Mie. Ich bin doch nicht dazu hergekommen. Es ist mir nur so herausgewischt! Aus unglücklicher Liebe, Mie ..." flüsterte er, ihre schlaffe Hand ergreifend. Seine Augen standen voller Wasser.

Sie warf sich heftig herum, starrte ihn grauenhaft fragend an. Ihre Haare flogen, die blassen Lippen bebten vor Ungewißheit.

„So ist's also doch nicht wahr?"

„Es ist wahr! Fragen Sie den Herrn selbst."

Sie gab ihm noch einen Blick voll unsäglicher Geringschätzung, daß er nicht einmal soviel vermochte, die durch seinen Neid hervorgezerrte furchtbare Wahrheit wieder aus der Welt zu schaffen! Jetzt hegte sie selbst nicht den mindesten Zweifel mehr. Die Bestätigung kam ihr wie durch Hellseherei, aus scheinbar unbedeutenden Worten und Wahrnehmungen im Zusammensein mit dem Geliebten, der ihre spielerischen Fragen nach seinem Vorleben stets witzig oder seltsam lächelnd zu umgehen pflegte. Noch faßte sie nicht die ganze Schwere des Truges, und schon schlugen die Flammen der Schmach und Scham über ihr zusammen. Aufschluchzend stürzte sie fort, in einen entlegenen Winkel des Parks, wo sie sich vor Schmerz zu Boden warf und die Erde zerwühlte mit ihren zarten Fingern.

Der Brandstifter wagte nicht, ihr zu folgen. Zum Guten wie zum Bösen hatte er den Mut verloren. Mit einer Gebärde des Ekels warf er den Rosenstrauß in die Büsche.

Das Fest dauerte bis nach Mitternacht! Mie hatte so viel getanzt und getrunken, daß es ihr nach Stunden entsetzlicher Qual und Verstellung endlich doch gelang, in einen Zustand völliger Willenlosigkeit, Gedankenlosigkeit und schmerzfreien Sichtreibenlassens zu versinken. Sie zeigte sich dabei in einer Weise ausgelassen, daß allmählich auch die andern von ihrem Taumel ergriffen wurden. Die Generalin sah bald nur noch mit Schaudern auf dieses wilde Treiben, Lärmen und Schwärmen durchs Haus und Garten. Ihre Ermahnungen waren in den Wind geschlagen, selbst der drohende Hinweis auf die bevorstehende Heimkehr des Vaters, der seinen Kegelabend für diesen Hokuspokus nicht opfern mochte, tat heute nicht die mindeste Wirkung. Es blieb ihr schließlich nichts anderes übrig, als der ganzen Gesellschaft nachdrücklich Feierabend zu bieten.

„Ich riskiere sonst, daß mein Mann es tut und womöglich mir noch die Leviten liest!" sagte sie zu Professor Finckh, der die von ihr bewiesene Langmut und Nachsicht als begeisterter Fürsprech der Jugend hauptsächlich hervorgerufen hatte. Die Unterhaltung mit dem vielseitig gebildeten Manne hatte für sie sogar den Zorn über Mies hinterlistige Einführung der Jazzband zu verwinden vermocht. Allerdings konnte sie dem kühnen Neuerer nicht in vielen Punkten beipflichten. Sie sah seine aufklärerischen Tendenzen, namentlich auch seine vielfachen Kunstbestrebungen als sehr bedenklich an und gab der Befürchtung Ausdruck, die jungen Menschen könnten dadurch in der späteren Berufswahl irritiert und zu praktischer Lebensführung untüchtig werden. Bestand nicht überdies die Gefahr vorzeitiger geschlechtlicher Entfesselung? Wurden auf diese Weise nicht Hemmungen beseitigt, die zum festen Aufbau des Charakters, zur Erhaltung der Lebenskraft unentbehrlich waren? Sie hatte ganz einfach den Eindruck, daß die heutigen Unterrichts- und Erziehungsmethoden einzig darauf hinausliefen, die sexuelle Reife — statt im achtzehnten — schon im fünfzehnten Jahr eintreten zu lassen. Die religiösen Beweggründe waren so gut wie ausgeschaltet, von ihrem angeblichen Ersatz: der künstlerischen Herzerhebung, leider gar wenig zu verspüren. Nein, sie konnte es nicht leugnen: die heutige Jugend mißfiel ihr im höchsten Grade. Es fehlte vor allem jene zarte Scheu und Zurückhaltung, die das Leben so innig und geheimnisvoll machte; es gebrach ihr an Weihe und Weltfrömmigkeit, was alles durch die vielgepriesene körperliche Ertüchtigung nicht wettgemacht werden konnte. Professor Finckh — heute vollends Abgott der schwärmenden Mädchen — exzellierte in entgegengesetzten Maximen. Der jetzige, scheinbar übertriebene Enthusiasmus für Körperpflege und Rassenhygiene war ganz einfach die naturgebotene arterhaltende Reaktion auf allzu lange Zeiten der Gebundenheit durch eine kurzsichtige Moral und einseitige Geistkultur. Sport hieß der Jungbrunnen der mechanisierten Menschheit. Kunst war das Mittel zur Neubeseelung der gewonnenen Kräfte.

(Fortsetzung folgt.)